

Nadel über die Donau. Rudolph empfing ihn am 25. November in seinem Lager, im Beyseyn mehrerer Reichsfürsten. Herz und Geist des Königs von Böhmen waren so gedrückt, daß er das peinliche Gefühl seiner Erniedrigung vor Zeugen nicht bergen konnte. Er entsagte förmlich allen Ansprüchen auf Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain. Hierauf huldigte er kniefällig seinem Feinde, und empfing unter den gewöhnlichen Feyerlichkeiten die Belehnung mit Böhmen und Mähren.

Der 15. July 1291.

Rudolph von Habsburg stirbt.

Rudolph von Habsburg gehört unläugbar zu den größten und seltensten Männern, die jemahls auf dem Throne gesessen haben. Er traf das deutsche Reich in einen völligen Anarchie an, und er hinterließ es seinem Nachfolger so beruhigt, daß es nicht mehr derselbe Staat zu seyn schien. Deutschland bekam durch ihn neues Leben, das Ansehen des Königs neue Stärke, und Hohe und Niedere fühlten, daß ein würdiges Oberhaupt da war. Rudolph war vor seiner Erhebung bloß Krieger; dennoch war er einer der besten und wachsamsten Regenten. Sein Charakter war ächt deutsch. Er war redlich und treuherzig, und würde um alles in der Welt sein gegebenes Wort nicht gebrochen haben. „Dieser hat Rudolph's Redlichkeit nicht,“ sagte man noch lange im Spruchwort von einem, der nicht Wort gehalten hatte. Er war

ein Feind aller Unterdrückung, und konnte keine Ungerechtigkeit dulden, dabey leutselig, munter, scherzhaft, offenberzig und freygebig; er gerieth zuweilen in Hise, wußte sich aber gleich wieder zu mäßigen. Da er unter den Waffen erzogen und alt geworden war, verabscheute er die Ruhe, Pracht und ein bequemes Leben. Selbst bey Feyerlichkeiten erschien er in einem grauen Mantelkleide von grober Wolle; oft nur in einem durchgenähten Wams, das er eines Tages, da er schon König war, im Feldlager öffentlich vor seinen Kriegsteuten selbst ausbesserte. Er wußte nichts von Feinheit der Sitten, auch war seine Gestalt nicht einnehmend; dennoch liebte und suchte man seine Gesellschaft, denn er war munter, wihig und hatte eine bewunderungswürdige Gegenwart des Geistes. Seine Sorgfalt für die Vergrößerung seines Hauses scheint seiner Redlichkeit und Uneigennützigkeit zu widersprechen. Aber Rudolph erwarb sich die österreichischen Lande nicht durch das Recht der Stärke, sondern auf eine geschmäßige Art. Ottokar hatte sie ohne alles Recht, bloß durch Gewaltthätigkeit, an sich gerissen, sie gehörten dem Reiche, dem sie erlediget waren, da der letzte Herzog zum Vortheil seiner Schwestern nichts verordnet hatte. Rudolph eroberte sie, fast ohne vom Reich unterstützt zu werden, zum Theil mit Hülfe der Ungarn, und die Fürsten waren so billig daß sie es ihm überließen, seine Söhne damit zu belehnen. Rudolph starb zu Germersheim im drey und siebenzigsten Jahre seines Alters, er wurde zu Speyer mit großer Pracht begraben.

V. Oesterreichische Merkwürdigkeiten aus der Natur-, Länder- und Völkereunde.

Das Erde fressende Weib in Böhmen.

Der berühmte Reisende Alexander von Humboldt erwähnt in seinen Ansichten der Natur (Erläuterungen und Zusätze Nr. 43) der Erde fressenden Ottomaten. Er selbst brachte mit seinem Reisegefährten einen Tag in jener Mission zu, die von diesen Menschen bewohnt wird, und hat sich so genau von der Wahrheit der Sache überzeugt, daß Vater Gumilla (Histoire de l'Orenoque, T. I., pag. 283), der das Erdessessen als solches geradezu läugnet, hinlänglich widerlegt wird. Diesen Nachforschungen zufolge wird diese Erde, welche ein fetter Letten oder Töpferthon ist, mit keinem Fett oder Mehl vermengt, sondern bloß in Kugeln, von einem bis sechs Zoll im Durchmesser, zusammengeknetet, und äußerlich bey schwachem Feuer gebrannt, bis die Rinde röthlich wird. Sie verzehret diesen Letten nicht das ganze Jahr hindurch, sondern bloß während ihres Winters oder der Regenzeit; so

lange der Orinoco und der Meta niedriges Wasser haben, leben die Menschen von Fischen und Schildkröten, und erlegen die erstern auf eine sehr geschickte Art durch Pfeile. Indessen sind sie nach diesen Letten so lustern, daß sie selbst in der trocknen Jahreszeit, wenn sie Fischnahrung genug haben, doch als Lederbissen täglich nach der Mahlzeit etwas Erde verzehren. Ihnen ist dieses Erdessessen unschädlich, die Individuen aller übrigen Völkerstämme erkranken davon. Die Neger in Guinea essen auch eine gelbliche Erde, die sie Casuac nennen. Sabillardiere sah auf der Insel Java in Dörfern kleine Kuchen aus röthlichem Thon verkaufen, welche gegessen werden. Die Neucaledonier essen, um ihren Hunger zu stillen, faustgroße Stücke eines zerreißlichen Specksteins. In Popayan und in mehreren Gegenden von Peru wird Kalkerde als Gewaare für die Indianer auf dem Markte verkauft, und der erfahrene Humboldt sagt: Man darf behaupten, daß in den Tropenländern aller Welttheile (gerade in den

herrlichsten fruchtbarsten Gegenden der Welt) das Erdeessen einheimisch seyn.

Diese Nachrichten und Bemerkungen Humboldt's im Gedächtnisse wurde meine Aufmerksamkeit nicht wenig rege, als man mir von einem Weibe erzählte, welches in unserem vom Wendekreise ziemlich entfernten Böhmen auch Erde zu essen gewohnt sey. Man gab mir als ihren Wohnort ein Dorf in der Nähe von Jemniſcht an und ich hatte gewünscht, in diese Gegend zu kommen, um diese böhmische Erdefresserin kennen zu lernen, und mich selbst von der Sache zu überzeugen, da es mir aber an einer günstigen Gelegenheit hierzu mangelte, so ersuchte ich einen Mann von Einsicht und Verlässlichkeit, der eben nach Jemniſcht reiste, wohin auch dieses Weib zu kommen pflegte, Erkundigung über sie einzuziehen. Er erforschte nach Möglichkeit die Auskünfte über die von mir niedergeschriebenen Fragen, und durch seine Gefälligkeit bin ich im Stande, folgendes mitzutheilen:

Dieses Weib, Namens Anna Babec aus Popowih bey Jemniſcht, Kaurzimer Kreises, gebürtig, ist bey 55 Jahre alt, kleiner Statur, etwas mager, schwächlich und träge. Ihr Vater war ein Weber. Schon als Kind soll sie freßgierig und des Müßiggangs gewohnt gewesen seyn. Sie litt zuweilen an heftigen Kopfschmerzen, und wurde in ihrem eilften Jahre mit einer Art von Epilepsie befallen, welche sie schon in diesem jugendlichen Alter verleitet haben soll, Erde zu essen. Die epileptischen Anfälle, denen sie fortwährend unterworfen ist, kommen äußerst unregelmäßig, bald in fünf bis sechs Wochen einmahl, bald vier bis fünf mahl des Tages. Immer geht ein solcher Anfall ihrem Erdeessen voraus, dann greift sie, so bald sie sich erheben kann nach Erde, und falls sie dieselbe nicht in der Nähe findet, sucht sie solche auf. Sie versichert, daß sie von diesem Erdeessen Beschwerden im Magen, hierauf aber Durst empfinde, viel trinke, und sich dann erst recht wohl befinde, auch dann stärkere Eflust verspüre. Eben so wenig als diese epileptischen Anfälle, war das Erdeessen bey ihr an eine Jahres- oder Tageszeit gebunden. In Betreff der Erdart, die sie zu sich nimmt, trifft sie keine besondere Wahl; sie verschluckt händevoll bald Thon (Letten), bald Mergel, ja sogar Viehdünger, ohne das eine oder das andere erst anzuseuchen, oder auf irgend eine Art vorzubereiten. Die Menge der Erde, die sie nach einem solchen Anfälle verschluckt, richtet sich nach dessen Heftigkeit, und beträgt zuweilen fünf, auch sechs Pfunde. Das Getränk, was sie gleich nach dem Genuße der Erde zu sich nimmt, ist Branntwein in beträchtlicher Menge.

Sie war verheirathet, und hat zweymahl geboren, soll auch während der Schwangerschaft öfter als sonst Erde gegessen haben (muß also zufolge des Besagten die epileptischen Anfälle während dieser Zeit öfter bekommen haben). Sie lebte in Dürftigkeit und suchte Erwerb durch Botengehen, was sie noch auf kurze Strecken zu

thun pflegt. Da das Erdeessen bey diesem Weibe nicht, wie bey den Ottomaken, um den Hunger zu stillen geschieht, auch gar nicht diese Wirkung, sondern vielmehr die entgegengesetzte hervorbringt, so können hier die beyden, wie Alexander Humboldt bemerkt, noch unentschiedenen Fragen: kann der Letten wirklich Nahrungstoff seyn? und können Erden sich assimiliren? nicht wohl ausgeworfen werden, und dieß um so weniger, da sich dieses Weib nicht nur an keine bestimmte Erdart hält, sondern sogar Viehdünger verschluckt, der immer noch einige assimilirbare Theile enthalten kann.

Über die Excremente dieses Weibes, die vielleicht irgend einen Aufschluß in der Sache geben könnten, war nichts in Erfahrung zu bringen, doch mag wohl dieses Erdeverschlucken hierauf keinen besondern Einfluß gehabt haben, eben weil ihr selbst, so wie andern, dabey nichts auffiel. Die beyden andern Fragen: ob diese Erde im Magen nur als Ballast diene? und ob sie durch bloße Ausdehnung der Magenwände den Hunger verschäume? welche Humboldt ebenfalls als unentschieden anführt, können hier um so weniger statt haben, da hier, wenn gleich die Ausdehnung der Magenwände eine nothwendige Folge des Erdeverschluckens seyn muß, besonders, wenn es in beträchtlicher Menge geschieht, doch der Hunger dadurch nicht verschäumt wird. Dieses Erdeessen ist zwar eben so merkwürdig, aber von anderer Art, als bey jenen erdeessenden Völkern, und es dürften sich hierbey in physilogischer wie in pathologischer Hinsicht noch mehrere Fragen finden, die nicht sogleich und so leicht zu entscheiden wären.

Sagen von der weißen Frau, wer war sie, wo zeigte sie sich, wer weiß von ihrer Existenz in Böhmen, was erzählt man von ihr?

Die Erscheinung der weißen Frau hat noch nicht aufgehört, ein reichhaltiger Gegenstand der Unterhaltung zu seyn; erst kürzlich hat ihn Jung's Theorie der Geisterkunde neuerdings anziehend gemacht.

Eine historische Zusammenstellung des Wesentlichen über dieses Phänomen mag indeß auf alle Fälle Aufmerksamkeit verdienen.

Weisse Frauen hießen in der Zeit des grauen Alters alle Witwen vom Stande, weil es damahls bey ihnen Mode war, sich weiß zu tragen, wie man sich jetzt schwarz costumirt. Selbst auf die Laufnahmen scheint diese Sitte Einfluß gehabt zu haben. Die Mutter Ludwig's des Heiligen von Frankreich, *Elementia*, nannte man, da sie Witwe war, statt *Elementia*: *Blanche*. Die Mutter des Königs Orient, sonst *Matabaume* mit Nahmen, heißt im Roman des Schwannentriters: *la Reine blanche* etc.

Es ist daher wohl sehr begreiflich, daß man sich bey der Sorgs eines hohen Todesfalls des Ausdruckes be-

diente: nun könnte bald eine weiße Frau gesehen werden. War diese Besorgniß verwirklicht, so war es sehr natürlich, daß es hieß: nun ist, wie man prophezeit hat, eine weiße Frau erschienen. Und so mag denn, um so leichter in einem abergläubischen Zeitalter „das Märchen von der weißen Frau“ entstanden seyn, und sich nach und nach fortgepflanzt haben.

Nach der einfachsten Tradition ist die weiße Frau eine böhmische Gräfin, Berchta von Rosenberg, Tochter Ulrich's von Rosenberg, welcher Oberburggraf in Böhmen und unter der Autorität des Papstes oberster Feldherr der katholischen Armee gegen die Hussiten war. Das Geburtsjahr der Berchta fiel zwischen 1420 und 1430. Sie ward die Gattin Johann von Plettenstein's, eines steiermärkischen Feldherrn, aber ihre Ehe mit diesem ausschweifenden und tyrannischen Manne war äußerst jammervoll, bis der Tod sie von ihm befreite. Darauf begab sie sich zu ihrem Bruder Heinrich zurück nach Böhmen, und übernahm die Erziehung mehrerer Waisen ihrer Familie, so wie die der verwaiseten Söhne Meinhard's, bey welchem sie ihre übrigen Lebenstage in der gewöhnlichen weißen Witwenracht hinbrachte, und insgemein die weiße Frau genannt wurde.

Das Neuhausische Schloß entstand durch sie. Der Bau desselben war mit unglaublichen Schwierigkeiten und Anstrengungen verknüpft und erschöpfte die Bemühungen selbst der unverdrossensten Bauleute. Doch die freundlichen Aufmunterungen der heiteren Burgfrau gaben ihnen neue Kräfte, und so gedieh das Werk. Als der Bau vollendet war, veranstaltete sie allen ihren Unterthanen ein kostbares Mahl, und stiftete zugleich eine jährliche Wiederholung desselben. Dieses Mahl hieß späterhin von der wesentlichsten Speise desselben der süße Breyn. Die Stiftung bestand nach dem Zeugnisse des Jesuiten Valbinus, der nach seiner Aussage öfter als Augenzeuge dabey war, noch am Ende des 17. Jahrhunderts; geschah es, daß der Besizer von Neuhaus entweder aus Sparsamkeit oder Nachlässigkeit diese Bewirthung von ungefähr 8000 bis 10,000 Unterthanen unterließ, so gerieth, wie es heißt, die weiße Frau in den heftigsten Unwillen. In einem hohen Grade war dieß während der kurzen Besitznahme der Schweden im 30jährigen Kriege der Fall. Im ganzen Schloß Neuhaus polterte es plötzlich fürchterlich; die Wachen wurden wie durch magische Kraft verjagt, oder zu Boden geworfen, und nicht besser ging es den Officieren, bis man endlich auf Anrathen eines Bürgers das Liebesmahl bereitete, worauf dann alles wieder ruhig wurde.

Im Schlosse Neuhaus soll nach desselben Valbinus Meldung ein Bild der weißen Frau in Lebensgröße stehen, und alle, welche es gesehen haben und denen sie erschienen ist, sagen, daß die Ähnlichkeit vollkommen sey. In der Regel zeigte sie sich jedoch auf dem Schlosse Rosen-

berg, wo sie geboren, und auf dem Schlosse Neuhaus, als dem Orte ihres Hintritts. Ein Pater Müller erzählte dem Valbin, daß er einst die weiße Frau zur Mittagszeit ansichtig geworden, wie sie eben bey dem einen Thurmfenster herabgesehen. Nach den libris apologeticis des Wilhelm Slavata, böhmischen Reichskanzlers und Eigenthümers des Schlosses Neuhaus, soll die weiße Frau sich so lange im Fegfeuer aufhalten müssen, bis das Schloß entweder eingefallen oder niedergerissen seyn würde. In dem ersah die weiße Frau gleichwohl auch an andern Orten in Böhmen, z. B. wie Valbin sagt, in Krumau, Wittingau und zwar, wie man glaubt, aus dem Grunde, weil die Familien dieser Ortschaften mit jener der weißen Frau in verwandter Beziehung gestanden.

Die weiße Frau verkündigt nicht etwa bloß Todesfälle; auch Geburten, Vermählungen und angenehme Ereignisse prophezeit sie. Zur unterscheidenden Bezeichnung trägt sie entweder schwarze Handschuhe, oder sie ist in einem weißen Talar gekleidet. Im Jahre 1539 erschien die weiße Frau auf dem Schlosse von Wittingau bey der Geburt Wocks von Rosenberg als des letzten seines Stammes. Für dieses Kind hegte sie eine ganz besondere Zärtlichkeit, und verrichtete alle Angelegenheiten einer sorgfältigen Wärterin. Diese Kivalität stand aber der eigentlichen neuen Kindsfrau nicht so an, wie der vorigen, weswegen es zu allerley Zwistigkeiten zwischen ihr und der weißen Frau kam, die sich damit endigten, daß diese eine tüchtige Strafpredigt hielt und, ehe sie auf immer verschwand, die Weisung hinterließ, dem Kinde von der Neigung der weißen Frau zu erzählen, und ihm bey reiferem Alter den Ort in der Wand zu zeigen, wo sie aus- und eingegangen. Peter Wock, der Jüngling, unterließ auch nicht, diesen Ort zu untersuchen, und sich, er fand einen unermesslichen Schatz. Dieser Schatz war es, welcher ihn in den Stand setzte, dem Kaiser Rudolph im Jahre 1611 die Kleinigkeit von einigen hundert tausend Thalern vorzustrecken.

Dienstfertigkeit und Herablassung waren Hauptzüge bey der weißen Frau. So hobte sie im Jahre 1604 dem todtkranken Joachim von Neuhaus selbst den Beichtvater; so half sie der Katharina von Montfort mit Fackellicht aus der Verlegenheit, und überraschte eine große Fürstin, die nach der Uhr fragte mit der Antwort: „Zehn Uhr ist es Ihre Liebden!“

Die Frau Bercht in Kärnthen, vielleicht ein Überbleibsel aus den Zeiten der alten Römer.

Ein unter dem gemeinen Volke Kärnthens, sowohl deutscher als slovenischer Zunge, ziemlich bekanntes Schreckenspensil führt diesen Nahmen; doch reicht seine Lebensdauer jährlich nur vom Feste der heil. drey Könige

bis zum Schlusse der Fastnacht. Sie wird bey den Deutschen wie bey den Wenden und selbst bey den Russen (wo sie den Namen *loga Baba* führt) als ein scheußliches Weib mit Pferd- oder Knochenfüßen, in der einen Hand einen Besen, in der andern eine Gabel haltend, vorgestellt. Auf dem platten Lande, bey dem gemeinen Volke ist sie noch jetzt ein nicht unbesprochenes Gespenst; ihr Wirkungskreis scheint aber weit größer gewesen zu seyn. Der Erzähler dessen erinnert sich, in seinem oberkärnthnerischen heimatlichen Thale vor 30 Jahren oft davon gehört zu haben, und als er gerade in den letzten drey Fastnächstagen einst im Dorfe *Dölsach* in Tyrol (unferne des Städtchens *Stenz*) sich aufhielt, hatte er das Glück, diese Dame sogar in Person herumziehen zu sehen. Ein Bauernbursch nahm ein leichtes Gerüst auf seine Schultern, worauf ein gräßlicher Weiberkopf steckte. Dieß Gerüst und der Träger zusammen wurde von einem lumpichten Weibergewande überhüllt, und so in ungeheurer Gestalt, unter plumpen Grimassen, mit fürchterlichem Geschrey, in der Begleitung von etwa 10—15 Masken und einigen Dorfmusikanten hielt die Frau *Percht* ihren Lauf durch mehrere Nachbarländer von *Dölsach*, *Neuglerde* und *Schrecken* bemächtigte sich der kleinen Jugend; die größere lief überall zahlreich zu; in jedem Dorfe eröffnete sich ein kleiner Tanz, und einige Gläser Brantwein lohnten die lärmende Gesellschaft, welche kleineren Unfug aller Art trieb. Der Erzähler konnte nicht erfahren, ob dieser (nicht sehr urbane) Fastnachts-Spectakel noch jetzt irgendwo im Lande Statt finde. Auf windischer Seite scheint die Erzählung ebenfalls nur auf alter Sage zu beruhen; diese gibt an, *Percht a Baba* gehe von h. Dreikönigen angefangen durch den Fasching herum, und untersuche mit ihrer Gabel die Bäuche gefressiger Kinder. Sie steche sie mit Hülfe derselben, schliche ihnen die Bäuche auf, und nehme ihnen ganz künstlich die Gedärme heraus.

Offenbar soll diese Mythe nebenhin die Mäßigkeit handzuhaben dienen; in der rauhen Winterzeit, wo Unmäßigkeit wegen Mangel an Bewegung üble Folgen mit sich bringt, und gewöhnlich der reichliche Genuß von Speisen und Getränk häufigere Krankheiten nach sich zieht, benützte man ein erdichtetes Zeerbild, es als Lehrerin der Mäßigkeit auftreten zu lassen. — Ob diese Wendung wohl etwas gefruchtet haben mag? — Es ist erlaubt, daran zu zweifeln, wenn es gleich nicht selten zu wünschen wäre, daß es wirklich so gescheide *Percht a Baba's* gäbe, welche zu rechter Zeit Affenmütter abschrecken möchten, ihre Kinder täglich so voll zu pflöpfen, daß sie darüber bis zur Widersinnigkeit verfüttert werden.

Ob jedoch die Handhabung der Mäßigkeit die ursprüngliche Veranlassung zur Erfindung dieses weiblichen Gespenstes war, dürfen wir billig dahin gestellt seyn lassen. Wie schwer läßt es nicht, die Quellen solcher Volksgedächtnisse auszuforschen. Merkwürdig dünkt es uns,

hierbey auf eine weit entlegene Ähnlichkeit zurück zu erinnern. Die römischen *Bacchanalien* (das Vorbild unseres *Carnevals*) wurden durch ein betrunkenes, ganz stinkendes altes Weib angekündigt; ein bacchantischer Zug von Weibern und Männern begleitete die garstige Figur, und so begann die Feyer eines Festes, das, so wenig Ehre es bringen mag, bey Heiden und Christen doch allgemein beliebt ist.

Ich will nun eben nicht behaupten, daß die alte betrunkene Schöne das ächte Vorbild unserer *Percht a Baba* sey, auch nicht, daß dieser Name mit *pericia* (*Stab*) oder gar mit der Göttin *Pertunda* in Verwandtschaft stehe, aber wer kann es läugnen, daß eine innige Affinität — erzeugt und geboren durch menschliche Schwäche — alle diese Zweige eines Stammes kenntlich durchdringe?

Merkwürdiges arithmetisches Genie in Ungarn.

Wenn das Ausland Personen, die sich durch große Kopfrechnungen, z. B. Ausziehen von Quadratwurzeln, große Multiplicationen u. s. w. auszeichnen, bewundert, so wie einst in dieser Hinsicht die Pariser den jungen Nordamerikaner *Colbne* anstauerten, so dürfen wohl auch die Ungarn sich rühmen, gegenwärtig ein solches Zahlen-genie in der Person des 27jährigen *Prämonstratensers Andreas Pinter*, Professors an dem königl. Gymnasium zu *Keszthely* (gebürtig aus *Szala-Koppány* in der *Szalader* Gespanschaft) in ihrer Mitte zu besitzen. *Pinter* hat vor Kurzem (wie in der *Hazai és Külföldi Tudósítások* 1824, Nr. 27, erzählt wird), vor mehreren sachverständigen Männern Beweise seiner natürlichen außerordentlichen Fertigkeit in beynahe augenblicklichen Auflösen großer und schwieriger Rechnungsaufgaben, zum Erstaunen dieser Zeugen, abgelegt. So hat er ohne längeres Nachdenken gesagt, welches das Product eines aufgegebenen aus neun Ziffern bestehenden Multiplicandus, der mit einem Multiplikator aus zwey, drey oder vier Ziffern multiplicirt wurde, sey. Eben so sagte er, wie viel herauskomme, wenn man was immer für eine Einheit mit sich selbst und dann zehn Mal hinter einander mit dem Producte multiplicirt, z. B. $7 \times 7 = 49$; $7 \times 49 = 343$, $7 \times 343 = 2401$, $7 + 2701 = 2708$; $7 \times 2707 = 18949$; $7 \times 18949 = 132643$; $7 \times 132643 = 928501$ u. s. w. Ferner ist er im Stande ohne langes Nachdenken zu sagen, aus welchen Factoren ein aus sieben oder acht Ziffern bestehendes Product entstanden sey. Auch gibt er die Quadratwurzel eines aus sieben Ziffern bestehenden vollkommenen Quadrats an. Auch sagt er, wie viel Stunden oder Minuten 20 bis 25 Jahre, oder Monate oder Tage enthalten. Alle diese Fragen und Aufgaben beantwortete und löste er mit einer solchen Schnelligkeit, daß beynahe im Augenblick auf die ausgesprochene Frage oder

aufgeschriebene Aufgabe die Antwort oder Auflösung aus dem Stegreif erfolgte. Dabey traf es sich, daß einige Mahl die Aufgeber, als sie zuvor die Auflösung auf dem Papier gemacht hatten, behaupteten, Pinter habe sich geirrt, allein dieser blieb bey seinem Ausspruch und bath noch einmahl nachzurechnen, und da fand es sich, daß die Aufgeber in der Auflösung Rechnungsfehler begangen hatten. Ubrigens ist Pinter auf sein außerordentliches Rechnungstalent gar nicht eitel und legt nur aufserordert Probe desselben ab.

Neues Beyspiel von langem Fasten, aus Dalmatien.

Beyspiele von Lebenserhaltung bey mehrwöchentlichem Mangel aller Nahrung sind bekanntlich nicht selten, nur sind viele derselben nicht glaubwürdig *). In Ungarn trugen sich zu unserer Zeit einige solche Fälle mit Menschen zu, die im Winter im Schneegestöber sich verirreten und in Höhlen, wohin sie sich retteten, einige Wochen in einer Art von Erstarrung zubrachten, und sind in den öffentlichen Blättern zu seiner Zeit als zuverlässig berichtet worden. Mir wurde von einem Serben, Namens Gjink, folgender Vorfall als zuverlässig erzählt, den ich hier zur Prüfung mittheile.

*) Mehrere derselben sind erzählt in Wilhelm's Unterhaltungen über den Menschen (3 Theile, Augsburg bey Engelbrecht 1804—1806).

Im Jahre 1811 ging in Dalmatien ein Landmann mit seinem eilfjährigen Sohne am 28. Februar aus dem Dorfe Schticanda nach dem Dorfe Zermanja. Sie befanden sich bereits auf dem Berge Velebil, der von Zermanja nicht weit entfernt ist, als der Vater wegen des heftigen Schneegestöbers für gut befand, den Knaben nach Hause zu schicken und die Reise allein fortzusetzen. Wegen des häufig gefallenen frischen Schnees irrte der Vater vom Wege ab und langte erst um Mitternacht in dem nahen Dorfe Zermanja an. Hier verweilte er einige Tage und kehrte dann nach Schticanda zurück. Wie erstaunte er, als er hier seinen Sohn nicht antraf, und die Seinigen ihn versicherten, der Knabe sey nicht zurückgekehrt. Sieben Tage suchte er ihn fruchtlos und zweifelte nun daran, seinen Sohn je wieder zu sehen, den er nun durch die damalige Kälte umgekommen glaubte. Allein zu Ende März fanden ihn einige Hirten, als sie das Vieh weideten, in einer Höhle des Berges Velebil, in welche er sich wegen des Schneegestöbers und weil er den Weg verfehlt hatte, geflüchtet hatte. Der Knabe athmete kaum, und war von Hunger, Durst und Kälte so geschwächt, daß er sich kaum rühren, viel weniger aufstehen konnte. Ein Hirte trug ihn daher zu seinem Vater nach Schticanda, wo er durch sorgfältige Pflege, so weit gebracht wurde, daß er nach Verlauf von drey Monathen auf einen Stock gestützt bereits herumgehen konnte und später ganz hergestellt wurde.

VI. Moral in Beyspielen, oder herzerhebende Geschichten von Edelmuth, Seelengröße, Kindesliebe, Gewissenhaftigkeit, als Gemählde zur Nachahmung — abschreckende Erzählungen von lange verborgen gebliebenen Gräueltthaten und anderen Scheusalen der Menschheit, als Warnungstafel.

Menschlichkeit gegen Alle.

Georg, der alte Thürsteher einer reichen Familie in Verona, schon seit mehreren Jahren Witwer und ohne Kinder, hatte einen Hund liebgewonnen, den er Fido nannte, weil er wirklich ein treuer Freund seines Herrn war, nie von seiner Seite wich, ihm mit Geschicklichkeit diene und die größte Freude seines Alters war. Aber Fido war ein häßliches Thier, lang, hager, einäugig, rothhaarig und so übel riechend, daß ihn ein jeder von sich stieß. Georg aber kehrte sich gar nicht nach dem äußern Scheine, nahm ihn vielmehr immer freundlich auf, und vergalt ihm seine Zuneigung.

Der einzige Sohn des Herrn jenes Hauses war Ludwig, ein Jüngling von ungefähr 15 Jahren, von seinem

Vater über alles geliebt, von schöner Gestalt, ausnehmend geistreich und lebhaft.

Allein unter den Naturgaben, womit er ausgestattet war, zeigte er auch eine Härte des Charakters, einen unfreundlichen Hochmuth gegen Untergebene, was ihn der ganzen Familie unerträglich machte; nur der Vater, verblindet von der Zärtlichkeit gegen ihn, bemerkte diesen Fehler nicht, der einer weisen Erziehung so zuwider und dem eigenen und fremden Glücke so nachtheilig ist. Es ist daher nicht schwer, sich vorzustellen, wie der arme Fido von Ludwig behandelt wurde. Nie ward ihm von dessen Tafel das kleinste Bröckchen Brod zu Theil geworden.

Weg da, Ungeheuer! Wie er stinkt! Jagt ihn weg von hier! Solche und ähnliche Ausrufungen waren öfters, noch von manchem Fußstosse begleitet.

Der Jüngling tanzte wunderschön, begleitete seine